

AN DES ANDERN STATT



PALMZWEIGE

An des andern Statt

Über das Bergland Südwestfalens heulte der Sturm. Er raste über die düstern Wälder, zersplitterte morsche Stämme, knickte junge Bäume und brach Äste ab. Es war, als duckten sich die niederen Häuser der einsamen Bauernhöfe, die weit verstreut und weltabgelegen in engen Tälern und Schluchten lagen, unter der Gewalt dieses wilden Gesellen.

In einem schmalen Tal lag – und liegt heute noch – der Hof Almecke. Er ist von einigen Äckern, aber zumeist von Wiesenland umgeben, auf dem vom Mai bis in den Spätherbst hinein Kühe weiden. Nur zwei Familien haben hier ihre Heimat. Ihre Wohnhäuser sind etwa hundert Meter voneinander entfernt. Sonst ist weit und breit keine Siedlung. Fern von den Ereignissen der Welt draußen in den Niederungen leben die Menschen hier. Aber trotz dieser Abgeschlossenheit greift das Geschehen der Welt da draußen auch in ihr Geschick ein. Nicht nur in der heutigen Welt ist das so, wo Auto, Rundfunk und Fernsprecher bis in die entlegensten Winkel dringen.

Auch im Anfang des vorigen Jahrhunderts, aus dem ich eine Geschichte erzählen will, hatten die Menschen teil an dem Leid dieser schweren Zeit.

Es war gut, daß – so weit man denken konnte – die beiden benachbarten Familien gute Freundschaft miteinander hielten, die Kinder Spielgefährten, die Eltern einander Nothelfer waren. Jeden Abend verbrachten sie zusammen,

an warmen Sommertagen, die leider in dieser rauhen Gegend selten sind, unter der großen Linde, von wo aus sie gern bis in die Dämmerung hinein die Schwalben beobachteten, die unter den Dachfirsten und sogar in den Ställen nisteten und in kunstvollem Auf und Nieder dahersegelten.

Man sagt im Volk, daß Schwalben sich bei guten, friedfertigen Menschen niederlassen. Friedfertig waren die beiden Familien auf dem Hof Almecke.

Die Schultens, die in dem oberen Haus dicht an dem Berghang wohnten, waren sehr ruhige, gewissenhafte Leute. Ihre Nachbarn, die Fromanns, machten ihrem Namen alle Ehre, wie man ihn auch deuten mag: Sie waren fromm, aufrichtig fromm, und waren froh in dieser Frömmigkeit. Der weißhaarige Großvater ging zwar schon lange gebeugt am Stock. Aber auf eine Frage nach seinem Ergehen antwortet er immer: „Ich bin dankend zufrieden.“ Er war der Älteste und, ohne daß er sich dazu selber gedrängt hätte, der Vorsteher und bestimmende Mann in der Hofgemeinschaft. Sie waren es alle auch zufrieden, wußten sie doch, daß seine Ratschläge und Anordnungen in ihrer Selbstlosigkeit und Weisheit ihnen nur von Nutzen waren. Er hatte es auch eingeführt, daß die abendlichen Zusammenkünfte — Lichterstunde nannte man sie — im Schultenhaus stattfanden. Es geschah der Mutter Schulte zuliebe, die ein wenig unsicher auf den Füßen war und der darum der wenn auch kurze Weg zum Nachbarhaus im Schnee und vor allem bei Glatteis zu beschwerlich oder wenigstens zu gefährlich war. Sie hätte sich wohl auf ihren Sohn, den zwanzigjährigen Karl, stützen können oder auf eine ihrer beiden Töchter. Aber es war ihr schon lieber so, daß sie im warmen Haus bleiben konnte. Sie war eine etwas zarte blasse Frau, indessen ihre Kinder nach dem kräftigen, rotwangigen



Vater geraten waren, der beim Holzfällen vor Jahren schon tödlich verunglückt war. Von den Fromanns kamen außer dem Großvater, Vater und Mutter Fromann, die Tochter Margarete sowie der älteste Sohn Heinrich, während die beiden jüngeren meist früh zu Bett gingen und darum daheim blieben.

An diesem stürmischen Abend war auch die Frau nicht mitgekommen, weil es den beiden Kindern zu unheimlich allein war und auch das Vieh im Stall sich unruhig verhielt.

Es wollte in der großen Stube, die von einer Öllampe und dem Schein des flackernden Herdfeuers nur schwach erhellt war, kein richtiges Gespräch aufkommen.

Immer wieder lauschten sie allesamt unwillkürlich auf den heulenden Sturm, der an den Fenstern rüttelte, das Gebälk und das Dach rappeln, knarren und knistern ließ.

„Unsere Vorfahren haben bei solchem Sturm gesagt, das wilde Heer jage über die Welt dahin. Sie meinten, sie hörten deutlich das wütende Johlen und Peitschenknallen des teuflischen Anführers, das Jammern, Stöhnen und Wehklagen der armen Seelen, die er mit sich riß und die ihm folgen mußten“, sagte Karl Schulte nachdenklich.

„So etwas glauben wir schon lange nicht mehr“, fuhr sein Freund Heinrich Fromann fort. „Wir schreiben das Jahr 1812, sind also schon fast tausend Jahre Christen.“

„Aber ein wildes Heer jagt über die Welt“, fiel Großvater Fromann ein, „und wer Ohren hat zu hören, der hört das Jammern und Wehklagen all derer, die dem Anführer wider ihren Willen folgen müssen, das Jammern und Wehklagen der zurückbleibenden Mütter, Frauen und Kinder.“

„Du meinst den Kaiser Napoleon“, sagte Vater Fromann. „Er soll das größte Heer, das man je erblickte, gesammelt haben. Allein hundertfünfzigtausend Deutsche sind dabei. Damit will er Rußland erobern.“

„Was haben ihm denn die Russen getan?“ fragte Magdalene Schulte.

„So wenig wie alle anderen Völker, die Napoleon unterworfen hat, ihm getan haben“, antwortete ihr Bruder Karl. „Er will nun einmal ganz Europa und noch mehr erobern, und Tausende müssen dafür ihr Blut vergießen. Unser Land gehört ihm ja auch, das heißt, er hat ein Königreich Westfalen gegründet und es seinem jüngsten Bruder Jérôme geschenkt, der in Kassel residiert.“

„Ist das der, der nur zwei deutsche Worte kann: ‚Immer lustik!‘?“ rief Gertrud Schulte.

„Ja“, stimmte Vater Fromann zu, „und immer lustig das Geld, das dem Volk abgepreßt wird, zum Fenster hinauswirft und im weißen Marmorbad in Wein badet. Früher hat es zwar im selben Schloß der Kurfürst von Hessen nicht besser gemacht. Er hat sogar die jungen Männer seines Landes regimentenweise verkauft, daß sie in Amerika kämpfen mußten.“

„Ist es wahr, daß der Napoleon und sein Bruder Jérôme eigentlich gar keine Franzosen sind?“ wollte Margarete Fromann wissen.

Vater Fromann nickte. „Er ist Korse, stammt von der kleinen Insel Korsika und will nun Herrscher über das größte Reich auf Erden werden.“

„Aber einer ist über ihm“, sagte Mutter Schulte leise, „ach, wenn wir doch viel mehr, viel inbrünstiger beteten: ‚Dein Reich komme!‘“

Sie schwiegen alle und lauschten auf das Heulen des Sturmes und all die unheimlichen Geräusche.

„Nun werden viele westfälische Söhne mit nach Rußland ziehen müssen“, sagte Vater Fromann nach einer Weile gedankenvoll.

„Wie dankbar müssen wir sein, daß wir so entlegen woh-

nen, daß keiner daran gedacht hat, auch unsere Söhne zu holen.“

Wieder schwiegen sie.

„Wie der Wald ächzt und stöhnt, und wie es darin braust!“ sagte Mutter Schulte.

„Und wie es an der Dielentür rappelt, daß das Vieh wild wird“, fiel Gertrud ein.

Karl hob den Kopf.

„Das ist nicht der Sturm allein“, stellte er fest. „Hört doch genau hin! Da ist jemand an der Tür und begehrt Einlaß!“

Magdalene und Margarete schrien auf.

„Ausgeschlossen“, beruhigte sie Großvater Fromann. „Bei diesem Wetter verirrt sich kein Mensch in unsere Wildnis.“

„Vielleicht hat sich wirklich einer verirrt“, widersprach sein Sohn, „deine Ohren sind nicht mehr so scharf. Mir ist, als hätte ich ein Rufen gehört.“ Karl Schulte stand auf und schritt langsam zur Tür.

„Nein, nein! Nicht nachsehen! Nicht öffnen!“ baten Magdalene und Margarete ängstlich.

„Seid nicht albern!“ schalt die energische Gertrud. „Karl weiß sich schon zu wehren. Und wir sind auch noch da. Es kann nur ein Mensch sein, der in Not ist. An wilde Jagd und Teufelsspuk glauben wir nicht, und das Heer des Kaisers Napoleon wird nicht gerade hierher durch unsere Berge marschieren.“

„Und über alledem steht ein Mächtigerer, der Seine Hand über uns hält“, fiel Großvater Fromann ernst ein. „Öffne ruhig, Karl!“

Der junge Mann hatte die Stallaterne angezündet und ging gelassen auf die Dielentür zu, öffnete. Schon sprang heulend und tobend der Sturm hinein und schlug ihm die Tür aus der Hand.



Aber zugleich schob sich auch eine dunkle Gestalt ins Innere des Hauses. Karl hob die Laterne.

„Wilhelm, du?“ rief er erstaunt. Doch dann sorgte er zuerst einmal, daß er die Dielentür wieder gegen die Gewalt des Sturmes stemmen und schließen konnte. Danach erst trat er mit dem späten Gast zu den andern in die Küche.

„Wilhelm!“ riefen sie allesamt überrascht, bestürzt. „Wo kommst du her? Was willst du hier mitten in der Nacht, mitten in diesem Unwetter?“

Der mit Wilhelm Angeredete ließ sich auf die Ofenbank fallen. Er schloß erschöpft die Augen. Er trug keine Kopfbedeckung. Der Sturm hatte sie ihm wohl abgerissen. An seiner Stirn war eine blutige Schramme. Wahrscheinlich hatte sie ein Ast gestreift.

„Fragt nicht lange! Staunt nicht lange! Gebt ihm zu essen und zu trinken!“ befahl Großvater Fromann.

Gertrud war schon an den Schrank gegangen. Sie schnitt dicke Scheiben Schwarzbrot ab, bestrich sie mit Butter, legte Mettwurst darauf, holte eine Tasse Milch.

Der junge Mann aß und trank gierig. Nach und nach belebten sich seine Gesichtszüge. Er richtete sich auf, schaute um sich, atmete tief auf und sagte dann so recht aus Herzensgrund: „Gott sei Dank!“

„Das ist das rechte Wort“, lobte Großvater Fromann.

„Du hast allen Grund zu Danken, daß du heil durch dieses Unwetter gekommen bist. Da hat Er Seinen Engeln befohlen über dir. Doch nun, wenn du nicht zu müde bist, erzähle, was dich in diesem Sturm zu uns trieb. Ist deiner Mutter etwas zugestoßen, daß du unbedingt ihre Schwester, die Mutter Schulte, benachrichtigen oder gar holen mußt? Sie kann dich aber erst begleiten, wenn sich der Sturm gelegt hat und wenn wir den Weg so weit von herabgestürzten Ästen und gefälltten Bäumen gesäubert haben, daß sie im

Wagen mit dir fahren kann. Eher vermag sie dich nicht zu begleiten.“

„Sie soll mich auch nicht begleiten“, versicherte Wilhelm rasch. „Meiner lieben Mutter ist auch nichts zugestoßen. Im Gegenteil! Damit ihr nichts zustößt und sie nicht vor Kummer und Herzeleid stirbt, bin ich hier. Ich bitte euch um Aufnahme. Ich bin auf der Flucht. Drei Tage bin ich schon unterwegs von unserem Dorf bis zu euch. Tagsüber habe ich alle menschlichen Siedlungen gemieden, um unbemerkt zu euch zu gelangen.“

„Auf der Flucht bist du!“ wiederholte seine Tante, Mutter Schulte, entsetzt. „Was hast du denn verbochen?“

Wilhelm lachte kurz auf.

„Ich habe nichts verbochen. Ich bin kein Verbrecher“, versicherte er. „Ich erhielt wie viele in unserem Dorf eine Aufforderung, mich zu stellen, also in Napoleons Armee Soldat zu werden. Es sind schon früher junge Männer aus unserem Ort ausgehoben worden. Manche haben sich auch versteckt. Aber man hat sie alle im Heu, im Keller oder wo sie untergeschlüpft sind, gefunden. Hier aber in eurer Einöde werde ich sicher sein, meinte meine Mutter.“

Sie schauten einander fragend an.

„Wir werden dich nicht hinausweisen“, sagte Mutter Schulte schlicht.

„Wir wollen dich und uns dem Schutz des Höchsten anempfehlen“, versprach Großvater Fromann. Verraten wird dich keiner von uns. Und nun wird dir und uns allen die Ruhe guttun. Der Sturm hat nachgelassen. Karl, lies uns den 91. Psalm.“

„Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe.“

„In seinem Schutz können wir ruhig schlafen.“

Nach dem gemeinsamen Abendgebet gingen sie still auseinander. Wilhelm schlief mit in seines Veters Karl Kammer.

Am nächsten Morgen strahlte ein blauer Himmel über dem Bergland. Die wilden Kirschbäume hatten ihre ersten Blüten geöffnet und leuchteten wie große weiße Blumensträuße aus den dunklen Wäldern.

Der Frühling war auch in dem rauhen Bergland eingekehrt. Der Spuk der Nacht war verschwunden. Der Sturm hatte sich gelegt. Man hätte meinen können, alles wäre ein böser Traum gewesen. Aber nein, ringsum lagen die abgerissenen Äste und Zweige. Auch die alte Linde hatte tüchtig herhalten müssen. Und da war der Flüchtling, der in der bösen Nacht aufgetaucht war, Wilhelm.

Keiner zeigte ihm aber, daß sie um ihn und wegen ihm auch für sich bangten. Sie hatten ihn wie selbstverständlich in ihre Gemeinschaft aufgenommen. Er versuchte sich so gut wie möglich nützlich zu machen. Vom schützenden, bergenden und verbergenden Haus wagte er sich nicht zu entfernen. Er ging nicht mit den andern Männern in den Wald, um die Sturmschäden zu beseitigen. Aber er hackte unermüdlich zu Kleinholz, was sie ihm an Geäst, Gezweig und kleinen Stämmen brachten. Am Abend saßen sie wieder miteinander in Schultes großer Küche.

„Nun gehörst du also zu unserer Hofgemeinschaft, Wilhelm“, sagte Großvater Fromann. „Wir haben dich gern aufgenommen. Gehörst du aber auch zu unserer Christengemeinschaft?“

Der junge Mann sah den alten Mann erstaunt an.

„Natürlich bin ich ein Christ“, sagte er. „Ich gehe sogar jeden Sonntag in die Kirche, wie das in unserem Ort Brauch ist.“

„Hast du auch den Herrn Jesus als deinen Heiland angenommen?“ fragte Großvater Frommann ernst. „Weißt du, daß Er für dich sich ans Kreuz heften ließ?“

Wilhelm zögerte, schaute verlegen vor sich.

„Daß ein anderer an meiner Stelle die Strafe auf sich nimmt, für mich stirbt, kann ich nicht verstehen. Das kann ich nicht annehmen.“

„Ich will für dich beten, wir alle wollen für dich beten, daß du es verstehen lernst“, erwiderte der Greis.

Am nächsten Morgen war Wilhelm wieder vor der Haustür damit beschäftigt, Kleinholz zu hacken.

Plötzlich hob er unwillkürlich den Kopf, schaute talabwärts, wo die schmale, ausgefahrene Straße zwischen einem schmalen Wiesenland bergab führte. Er zuckte zusammen, schrie auf, warf das Beil hin und rannte in die Küche.

„Sie kommen! Sie kommen!“ rief er verzweifelt. „Ich sah ihre Uniformen, ihre Bajonette aufblitzen. Sie holen mich. Jemand hat es verraten, daß ich mich zu meiner Tante geflüchtet habe. Vielleicht hat meine Mutter nicht den Mund halten können, hat es einer guten Freundin gesagt, die auch den Mund nicht halten konnte. Nun kommen sie! Ich bin verloren!“

Während das alles überstürzt heraussprudelte, hatte ihm die energische Gertrud schon ihre lange blaue Kittelschürze übergeworfen, sie zugebunden, hatte dem Verblüfften ein Kopftuch über den Kopf geknüpft.

„So“, sagte sie, „nun nimm hier den Löffel, rühre in der Erbsensuppe. Bücke dich tief über den Topf und über den Herd und rühre, rühre!“

Schon nahten sich derbe Schritte, laute Stimmen. Zwei uniformierte, schnauzbärtige Männer schauten durch die Diellentür bis in die dämmerige, fensterlose Küche.

Aus dem hellen Sonnenlicht sahen sie nun in das Dunkel

und erkannten nur zwei Frauengestalten, wovon die eine auf einem Schemel saß und Kartoffeln schälte, die andere, die ihnen den Rücken zukehrte und ihrer gebückten Haltung nach schon alt war, in einem Topf rührte, dessen aufsteigender Dampf noch mehr die Sicht behinderte und verhüllte.

„Wo ist euer Neffe?“ rief einer der Gendarmen.

Die „Alte“ am Herd gab keine Antwort. Ob sie wohl taub war?

„Wo ist euer Cousin (Vetter)?“ fragte er nun die Junge.

Sie wandte sich ihm gelassen zu und antwortete: „Unsere Männer sind drüben im Wald.“

„Habt ihr keinen versteckt, im Heu, im Stroh?“ forschte er weiter.

„Schaut doch nach!“ entgegnete das Mädchen ruhig. „Ihr werdet keinen finden. Aber wenn ihr mir nicht glaubt, so sucht!“

Die beiden Gendarmen unterhielten sich miteinander. Dann wandten sie sich um, winkten den vier Soldaten, die mit ihnen gekommen waren und vor dem Haus warteten, und zogen ab.

„Ich bin gerettet!“ jubelte Wilhelm mit unterdrückter Stimme.

„Halt den Mund!“ fuhr ihn Gertrud an. „Und tu nichts als rühren, rühren. Wer weiß, ob sie nicht noch einmal zurückkehren.“

Eine Weile herrschte eine schier beängstigende Stille in der Küche. Die Mutter, die im Garten hinter dem Haus gearbeitet hatte, als die Gendarmen gekommen waren, kam mit zitternden Knien herein, setzte sich in einen Winkel und faltete die Hände.

Auf einmal ertönten laute Männerstimmen aus der Ferne, dann ein Geschrei, als wenn Mädchen laut weinten.



Die drei in der Küche horchten auf.

Was war geschehen?

Da kamen schon Magdalene und Margarete und die beiden jüngeren Fromanns-Söhne, die alle im Wald geholfen hatten, hereingestürzt.

„Sie haben Karl mitgenommen, weil sie Wilhelm nicht finden konnten“, jammerten sie. „Er muß an Wilhelms Stelle nun nach Rußland ziehen. Heinrich hätten sie sicher auch noch mitgenommen. Aber er war mit seinem Vater weiter oben im Wald. Sie haben die beiden nicht gesehen.“

Mit einem Ruck riß Wilhelm das verhüllende Kopftuch ab. Vergeblich versuchte er in seiner Aufregung sich von dem Frauenkittel zu befreien.

„Nein!“ rief er verzweifelt. „Das dulde ich nicht. Karl soll nicht für mich in den Krieg ziehen. Er soll nicht für mich sterben. Ich stelle mich freiwillig.“

Ungeduldig zerrte er an dem Kittel.

Inzwischen war auch Großvater Fromann eingetreten.

„Du bleibst hier, Wilhelm“, bestimmte er und stellte sich in die Tür.

„Wenn du dich meldest, hilft es Karl doch nicht. Dann nehmen sie euch alle beide mit. Der Kaiser braucht Soldaten. Der Krieg ist unersättlich. Ich soll dir von Karl die Abschiedsworte ausrichten, die er mir zurief, als sie ihn fortführten: ‚Sage Wilhelm, ich sterbe gern für ihn, so wie der Heiland für mich starb. Ich kann besser in den Krieg ziehen als Wilhelm. Ich bin bereit, vom Herrn abberufen zu werden. Wilhelm ist noch nicht bereit!‘“

Wilhelm blieb auf dem Hof und half mit all seinen Kräften, um seinen Vetter zu ersetzen. Er war von diesem Tag an ein anderer Mensch. Er suchte und fand den Herrn Jesus und nahm Seinen Opfertod auch für sich an.

Nach und nach drangen immer mehr Gerüchte vom Zug

der „Großen Armee“ zu ihnen, und dann im Winter erreichte auch sie die Nachricht, daß das stolze Heer zusammengebrochen war, die Übriggebliebenen aus dem brennenden Moskau durch die russischen Eiswüsten flüchteten und zum großen Teil elend zugrunde gingen. Mehr als 20 000 Westfalen sollen in Rußland umgekommen sein. 1813 ergoß sich das geschlagene Heer gen Westen.

In der Chronik des Dorfes Kierspe, aus dem Wilhelm stammte, steht zu lesen: „Als Rückzugslinie diente auch die erst kurz zuvor erbaute Straße Wildenkuhlen—Rönsahl—Wipperfürth den französischen Flüchtlingen, namentlich den Truppen des westfälischen Königs Jérôme. Ihnen folgten auf dem Fuße die Heere der siegreichen Verbündeten. Schrecken und Verwirrung ergriff die Bewohner des Landstrichs, durch welche die Kriegszüge ihren Weg nahmen. In die dunklen Wälder und Schluchten des Kalberberges flohen viele Bauern mit Weib und Kind. Im Laufe des November und der folgenden Monate zog ein Teil des Czernitschefschen Korps durch die Gemeinde, teils ohne Aufenthalt, teils aber legten sich die Russen hier in Quartier. Manche Haushaltung hatte 30—40 Mann Einquartierung. Vieh wurde geraubt, Lebensmittel weggenommen. Die Kirche diente als Magazin.“

Denken wir hierbei nicht an den Vers aus dem Paul-Gerhardt-Lied:

So ging's den lieben Alten, an deren Fuß und Pfad
wir uns noch täglich halten, wenn's fehlt am guten Rat;
sie zogen hin und wieder, ihr Kreuz war immer groß,
bis daß der Tod sie nieder legt in des Grabes Schoß.

Die Bewohner des abgelegenen Hofes Almecke blieben vom Schlimmsten verschont. Ihr Vieh blieb unangetastet.

Sie selber brauchten nicht die Knute der Russen zu fühlen, wie der Pfarrer und der Lehrer des Dorfes Kierspe, die sie als Befreier begrüßen wollten und dafür Schläge einheimsten.

Größer war der Schmerz, daß sie nie mehr etwas von Karl erfuhren. „Sein irdischer Leib ruht wohl in der russischen Eiswüste“, sagte Großvater Fromann, „aber seine Seele ist in des Herrn Hand.“

Wilhelm, dessen Mutter während all dieser aufregenden Tage starb, blieb auf dem Hof. Auch später bemühte er sich als Gertruds Mann, seinen Vetter so viel wie möglich zu ersetzen. Karl ist ihm durch seinen Opfertod der Wegweiser zum Herrn geworden. Auch er ruht nun in Gottes Frieden.

Pilgermission St. Chrischona



PM 046 885

Palmzweige

Erzählungen aus dem Leben für jung und alt

Nr. 1700

- Heft 2 Im Gasthof zum Riesen
- 14 Mir wird nichts mangeln
 - 15 Führe uns nicht in Versuchung
 - 18 Was eine Bibel erlebt hat
 - 34 Auf der Seehundsjagd
 - 36 Prinzessin Bilehilde
 - 45 Die rettende Bibel
 - 46 Die Taufe des Indianerhäuptlings
 - 47 Sein Werk kann niemand hindern
 - 48 In der Schmiede Gottes
 - 49 Das Hochwasser zu Bacharach
 - 50 Der verlorene Sohn
 - 51 Der Turmwächter
 - 52 Die alte Truhe
 - 53 Um der Gerechtigkeit willen
 - 54 Mary Jones und ihre Bibel
 - 55 Der kleine Armenier
 - 56 Zwei in einer Mühle
 - 57 Der Richter der Witwen
 - 58 Heino kommt nach Nürnberg
 - 59 Zu Gottes Lob und Ehre
 - 60 Der hochmütige Junker
 - 61 Wie „Onkel Toms Hütte“ entstand
 - 62 Ein Leben von Gott geführt
 - 63 Der redende Kohlkopf
 - 64 An des anderen Statt

Die Reihe wird fortgesetzt

**Verlag der St.-Johannis-Druckerei C. Schweickhardt
Lahr-Dinglingen (Baden)**

K M ab 10